
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 102. Bromberg, den 6. Juni 1926.

Sturm in Schmalebeck.

Roman von Sophie Kloerss.

(13. Fortsetzung.)

Erst am andern Tag kam es Ilse richtig zum Bewußtsein, daß es wirklich bald Abschied heißen sollte. Waren erst acht Monate vergangen, seit sie Olaf in Kiel getroffen hatte? Und wann sah sie ihn wieder? Ganz gewiß, das würde weh tun, wenn er ging. Recht weh. Konnte noch ein anderer so lachen wie er? — Konnte ein anderer so tanzen, jeden Ton der Musik genießend und sich ihm anpxssend, daß der ganze Tanz eine Bewegung gewordene Musik war? — Konnte ein anderer so innig sagen: Süße Ilse! Allerliebste süße Ilse! — Und wenn er auch wie jeder von jenseits der Königsau sagte: Szüße Ilse, was tat das? Es war gerade so nett, daß sein Wortklang eigene Art hatte.

Sie dachte an seine Eltern. Waren es wirklich die politischen Verwicklungen, die sie den Sohn zurückrufen ließen? Dachten sie nicht vielmehr an Herzensverwicklungen, die zur jetzigen Zeit unwillkommen waren? Etwas trotzte auf in ihr. Oh, wenn man sie nicht wollte, wenn sie den Herrschaften nicht gut genug war, wenn ihre bürgerliche Herkunft oder ihr Deutschtum da im Weg waren — aufdrängen taten sich die Rottmanns im Leben nicht.

Waren das nasse, stürmische Tage. Alle Gassen patschten von Schmutz, alle Regenrinnen läuteten, bis man verdreht wurde von ihrer monotonen Musik, sobald eine Tür geöffnet wurde, zog es naßkalt in die Stuben — nichts Helles, nichts Munteres war da, die verstimmten Menschen ein bißchen aufzumuntern.

In vierzehn Tagen kam Weihnachten. Abends saßen die Schmalebecker Mütter und Schwestern und nähten und stickten, und Mamsell Niebuhr mußte ganze Ballen von Stramin, Wolle und Seide aus Hamburg kommen lassen. Madam Eggers nähte die ganzen Tage, sie hatte alle Hände voll Arbeit, sogar Puppen mußte sie anziehen, und abends brannte ihr Talglicht oft bis Mitternacht. Wenn es auch keinen Zweck mehr hatte, wenn ihr Fiete auch nie ein studierter Mann werden würde — sie schuftete doch für ihn. Konnte er nicht gelehrt werden, sollte er reich werden. Kleines Vieh gibt auch Mist, und ihre Dreier und Schillinge, einer auf den andern gelegt und in die Sparkasse getragen, sollten schon einen Grundstock bilden für seine bessere Zukunft.

Immer magerer wurde sie, immer spitzer die Nase, immer schärfer der Blick, und an manchem Morgen hatte sie verweinte Augen. Waren es auch nur wenige Tränen, die ihr von bitteren Gedanken ausgepreßt wurden — sie brannten um so schärfer.

Und dann, als sie eines Abends wieder saß und stichelte und Fiete in der Kammer nebenan schnarchte, fiel ihr auf, daß die Rinnen nicht mehr läuteten. Der Regen mußte aufgehört haben. Sie warf das Tuch über und sah aus der Haustür. Es war klar geworden und bitter kalt. Am nächsten Morgen würde Reif liegen.

Der Reif war da am andern Tag und hatte blauen Himmel mitgebracht und Ostwind und rote Nasen und frostblaue Fäuste. Die teilte er freigebig aus.

Aber die Schmalebecker Jugend nahm sein Geschenk bereitwillig an, denn alle Rinnsteine waren zugefroren, und an den Pumpen ließen sich herrliche Glitschen herstellen. Daß die dummen Deerns, die mit den Wassereimern kamen, immer gleich Asche mitbrachten und die drüber stäubten, war niederträchtig, aber man konnte die Asche abfegen und, abends frisch begossen, war die Eisbahn am Morgen wieder spiegelblank. Alte Leute konnten sich Arme und Beine darauf brechen.

Es war aber kein alter, sondern ein junger Mann, der dort sehr übel zu Fall kam, weil sein Pferd ausglitt und ihn aus dem Sattel warf, und wenn man neunzig Kilo wiegt wie Georg Grützmann, ist solcher Fall auf gefrorenem Boden keine leichte Sache.

Frau Helene Jessen jedoch segnete diesen Fall, denn er war gerade vor ihrem Hause geschehen, und sie hatte am Fenster gesessen, als das Unglück eintrat, war hochgeflogen, hatte sich gar keine Zeit genommen, auf ihre erschrockenen Nerven zu achten, sondern war draußen vor der Tür und neben Georg, ehe der noch recht wußte, was ihm eigentlich geschehen. So recht besann er sich erst, als er drinnen in Pastor Jessens Arbeitsstube auf dem Kanapee lag und Frau Pastorin ihm mit Wein und kölnischem Wasser und allerlei lebhaften trostreichen Worten unter die Augen ging. Der Kopf brummte gewaltig, und der eine Fuß war dick geschwollen, er wußte selber nicht, wie er damit hatte in das Haus humpeln können, und im ganzen war ihm recht schlecht.

So ließ er sich die Pflege der freundlich aufgeregten Frau ganz gern gefallen, wünschte nur, sie möchte dabei ein bißchen weniger reden, lag zwei Stunden und ruhte sich, und war sehr nett gegen Riekchen, die ihm einen Teller Suppe um die Mitagszeit an sein Lager trug.

Gegen Abend kam sein Onkel Nilius, von Jessens benachrichtigt, mit dem Wagen und holte ihn ab. Dann wurden zwei Tage später herrliche Blumen aus den Niliusschen Gewächshäusern abgegeben und ein Korb mit ausgesucht schönem Obst, und acht Tage vor Weihnachten kam Georg selber und machte einen Dankbesuch. Riekchen war nicht zu Hause, das war der Mutter ganz recht. Nun konnte sie ihre Minen legen, und sie legte sie so vorsichtig, aber so gründlich, daß der dicke Jüngling, als er heimfuhr, sich verpflichtet hatte, bei der Armenbescherung am Tage vor Weihnachten nicht nur die üblichen Gaben zu senden, sondern selber beim Aufbau in der Post zu helfen. „Denn ich bin immer so erschöpft, wenn all die Vorbereitungen zum Fest geschehen sind, und Riekchen, das rührende Kind, mag niemand um Hilfe angehen."

„Wenn ich nur wüßte, wie Mutter das angefangen hat", sagte Riekchen zu Ilse. „Es ist mir so peinlich. Und die Leute werden wieder reden. Was soll so etwas? Er mag doch einmal nur dich, und ein Mann, der Augen im Kopf hat, der kann auch nicht anders."

„Tu mir die Liebe und laß mich mit ihm in Frieden. Ich hab wirklich allein meine Sorgen." Sie wollte aber nicht sagen, was das für Sorgen seien.

Doch als um die Zeit nach dem Mittagessen jedermann im Hause seinen eigenen Gedanken Audienz gab, nahm Ilse den wattierten blauen Seidenmantel und die blaue Sammetkapuze, mit Iltisfell umrandet, zog sich Überschuhe über die leichten Stiefelchen, band einen Schleier vor das Gesicht und ging leise aus der Hintertür in den Garten. Durch die verschneiten Steige schritt sie hinunter zum Flusse. Der lag unter einer Eisdecke und knisterte ein bißchen, als sie über ihn hinging. Sie ließ sich davon nicht stören, trat jenseits auf den schmalen Feldsteig und ging in die stille Winterwelt hinein.

Mußte sie das nicht tun? Gestern war mit dem Milchmann von Eichtal ein Briefchen in ihre Hände gekommen, das war ein Schrei um Erhörung.

„Es ist ganz schnell gekommen, geliebte Ilse. Ich soll schon morgen früh fahren. Und werde Sie nicht mehr sehen.

Unmöglich, ganz unmöglich zu denken. Alle guten Geister, die sehnende Herzen beschirmen, mögen mir beistehen, daß Sie meinen flehenden Worten Gehör geben und morgen nachmittag die Landstraße zwischen Schmalebeck und Eichtal hingehen. Sie ist um diese Zeit verlassen wie ein Kirchhof. Aber sie soll kein Kirchhof meiner Liebe werden, sondern ein Rosenhain mitten im Winter, wenn es mir gelingt, in Ihnen das gleiche Feuer zu entzünden, das in meinem Herzen lodert.

Werden Sie kommen? Werden Sie einem verzweifelten Manne Mut geben zum Harren auf eine bessere Zukunft?

Immer Ihr bis in den Tod getreuer

Olaf Hammersmid."

Mußte man nicht gehen? Wem davon sagen? — Hanse? — Nein, Hanse war gut, aber Hanse war doch immer Vaters Frau und sagte stets, zwischen Ehelenten dürfe es kein Geheimnis geben. Daß Vater aber mit diesem Gang nicht einverstanden war, das konnte sie sich sagen.

Sie sah schon von fern eine schlanke Gestalt herankommen, grau gekleidet, den eleganten Handstock im Kreise wirbelnd, wie es ein gewisser Jemand zu tun pflegte. Für einen Augenblick kam es ihr erschreckend zum Bewußtsein, daß sie etwas tat, was ganz und gar ungehörig war, daß sie einem Herrn ein Stelldichein gewährte. Aber nun war es nicht mehr zu ändern.

Sehr ruhig, keinen Schritt beeilend, ging sie vorwärts, und als der blonde Baron mit hastigen Tritten näher kam und schon bei zehn Schritt Entfernung begeistert ausrief: „Süße Ilse, o meine süße Ilse!" sagte sie ganz gemessen: „Bitte, wenn Sie sich nicht durchaus als Kavalier benehmen, Herr von Hammersmid, gehe ich sofort zurück."

„Wo mein Herz in hellen Flammen steht! — Es ist unmöglich."

„Dann tut es mir leid, daß ich kam."

„Aber Sie kamen."

„Jetzt muß ich wohl sagen: leider. Ich dachte bei mir — wir sind so gute Freunde gewesen, ganz ohne einen Abschiedsgruß soll er doch nicht gehen. Obgleich ich nicht weiß, warum Sie nicht in unser Haus kamen, um Adieu zu sagen."

„Oh, Sie wissen es. Wem hätte ich Adieu sagen müssen? All den alten Herrschaften. Und Sie hätten sich so verneigt, so aus der Ferne — jawohl so — und ich hätte nicht ein Wort sagen dürfen von meinem Herzen und von allem, was da drinnen brennt."

„Sie hätten ja — —" Ilse brach ab. Das konnte sie doch nicht sagen: „Sie hätten ja meinen Vater um Erlaubnis bitten dürfen, mir alles zu sagen. Dann wäre es wohl gegangen."

Er hatte ihre Gedanken erraten. „Wenn ich wiederkomme, dann darf ich anders kommen, darf ich? Wissen Sie, warum ich schweigen muß, jetzt noch? Es steht so viel zwischen uns, die Menschen und die Politik und meine Eltern — —"

„Ihre Eltern?" Sie horchte auf.

„Oh, meine Eltern kennen Sie nicht. Und man hat ihnen geschrieben von hier und hat Unkraut gesäet — —"

„Wer hat geschrieben?"

„Der all die schlimmen Briefe schreibt. Ohne Namen. Daß ich — — nein, davon wollen wir nicht reden."

„Doch, gerade das möchte ich wissen."

Aber Olaf legte den Arm um sie, zog sie trotz der dicken Wattierung fest an die Brust und flehte: „Wir haben nur diese eine Stunde, da wollen wir an nichts Häßliches denken. Wenn ich dort bin, und ich habe mit meinen Eltern gesprochen, und ich habe ihnen gesagt, was für ein liebes, süßes Mädchen meine Ilse ist —"

„Ich bin noch gar nicht Ihre Ilse."

„Du bist meine Ilse. Meine ganz allein. Oder ist da ein anderer? Ist der dicke Grützmann mit seinen harten Talern besser? Oder der korrekte Hamburger? Oder sonst einer, den ich nicht weiß? Sag', ist da einer?"

„Nein, nein — da ist keiner — —" in diesem Augenblick, wo er so bat und seine Augen noch viel mehr bettelten als seine Worte, war sie ihm wirklich von ganzem Herzen gut. Nur daß sie einen klaren Kopf behalten wollte, wenn es auch schwer wurde.

„Wenn ich dich mitnehmen könnte. Gleich, meine Ilse. Und für immer und alle Tage. Da würdest du mit mir wohnen ganz tief in unserem Wald. Da hab' ich ein kleines Jagdhaus, mitten in der Heide, da sind rings lauter hohe Tannen — die Hirsche schreien, und nachts die Eulen, — da ist es so einsam, — nur der Jäger wohnt da. Der heizt uns den Ofen und brät uns Wildfleisch, — und abends, wenn der Schnee fällt, sitzen wir vor dem Feuer und vergessen Schmalebeck und das ganze Schleswig-Holstein, und du wirst meine kleine Danske-Frau, und niemand weiß, wo wir sind — —"

Langsam gingen sie vorwärts, während er redete. Ilse atmete tief auf. „Müßte das sein? Daß ich deine Danske-Frau würde? Geht es nicht anders?"

„Willst du denn das nicht? Wenn du meine Frau wirst, da ist mein Land dein Land — —"

„Ja, und dein Gott mein Gott — —" sie blieb stehen. „Das kann doch nicht sein."

„Warum kann es nicht sein?"

„Ich muß bleiben, was ich bin."

„Meine Mutter ist auch ganz eine Dänin geworden. Sie liebte meinen Vater, so liebte sie auch sein Land."

„Ich kann dein Land lieben, aber ich kann mein Land nicht vergessen. Wenn du das verlangst — —"

„O nein, nein, ich will nichts verlangen, ich will warten. Ich will geduldig sein, so sehr geduldig. Bis du es nicht anders mehr weißt, als daß Jütland deine Heimat ist." Er stand wieder still, sie waren nahe an Eichtal herangekommen, hob ihr Gesicht ein wenig mit der Hand und bat: „Soll ich gehen ohne einen Kuß von meiner lieben schönen Braut?"

Da litt sie es, daß er den Schleier von ihrem Gesicht schob und sie küßte.

Die kleinen Flocken, die immer einmal trotz des blauen Himmels durch die Luft gestäubt waren, wurden dichter. Droben zog es sich zusammen, die Dämmerung kam früh.

„Laß uns umkehren", bat Ilse. „Wenn mich jemand hier mit dir gehen sieht, ist das Geklatsch fertig. Das darf ich den Eltern nicht antun."

Arm in Arm schritten sie zurück nach Schmalebeck, immer einmal stehen bleibend, wenn Olaf durchaus noch einen einzigen Kuß haben mußte, und als die Stadt dämmrig gegen den Himmel stand, als die ersten erleuchteten Fenster über die Felder schienen, war es schon fast dunkel geworden. Plötzlich fuhr von hinten her ein Wagen an ihnen vorüber. Jemand hockte neben dem Kutscher, vermummt bis an die Nasenspitze, wandte den Kopf ganz zurück und lachte laut auf. So voll Hohn war das Lachen, — es ging dem Mädchen durch und durch.

„Wer war das?" fragte Olaf.

„Ich weiß nicht. Es kam mir vor, als müßte ich den Ton kennen, aber nein — — Wenn es Schmalebecker sind, haben sie uns erkannt."

„Der Mann — o, er war der Knecht von unserem Müller von Eichtal. Aber die Frau — — Mach dir keine Sorgen, mein liebes Mädchen, es war zu dunkel, sie kannten dich nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Kathi.

Humoreske von Julius Knopf

Wir sind beide abgebaut, ich und mein Freund Erich, mit dem zusammen ich ein möbliertes Zimmer, Gartenhaus dritter Stock, bei der verwitweten Frau Barbara Eßlinger bewohne. Mein Freund Erich besitzt — außer hundertundfünfzig Mark Schulden — einen Hund. Der Hund ist eine Hündin und hört auf den neckischen Namen Kathi. Warum gerade Kathi? Nun wohl, aus Pietät. Kathi ist die erste, aber hoffnungslose Jugendliebe meines Freundes Erich gewesen.

Besagte Kathi — nicht die Jugendliebe, sondern der Hund — ist von einer abschreckenden Häßlichkeit und verheerenden Rassenunreinheit. Kreuzung von Pintscher und Box, mit krummen Dackelbeinen.

Eines Tages kommt Freund Erich in sichtlich gehobener Stimmung nach Hause und sprudelt: „Mensch, Freund meiner Seele, Mitbesitzer dieser komfortablen Bude, denke dir nur — das Glück, das mir blüht: durch Konnexion habe ich eine gute Stellung nach Leipzig bekommen. Ich soll sie sofort antreten und reise schon morgen. Sachen habe ich keine zu packen, und den Hund schenke ich dir. Ich lasse dir die Kathi zum Andenken an gemeinsam verlebte, goldene, bargeldlose Stunden."

Gerührt nehme ich das hündische Zeichen der menschlichen Freundschaft an. Den Abschiedsabend begehen wir festlich bei Bockwürsten mit Kartoffelsalat. Auch die Kathi kriegt eine halbe Bockwurst spendiert. Denn Kathi ist, trotz ihrer Rassenunreinheit, treu und lieb und uns im Laufe der Zeit doch recht ans Herz gewachsen.

Als Freund Erich knapp eine Woche fort ist, klopft es an einem trüben Vormittag, der mich noch im Bette findet, an meine Tür. Die verwitwete Frau Barbara Eßlinger ruft laut und verlangend meinen Namen.

Erstaunt frage ich: „Was ist denn los, verehrte Frau Eßlinger, daß Sie mich mitten in der Nacht so unsanft wecken?"

Und es quakt durch die Türe: „Ein Mann ist da, der Sie zu sprechen wünscht." „Was für ein Mann?" megaphone ich zurück. „Ein Beamter!" lautet die Antwort.

Beamter? Höchste Autorität für den braven, deutschen Normalbürger. Ich also — raus aus dem Bett — rein in

vie Sachen — die Tür geöffnet und den Beamten hochachtungsvoll und ergebenst in mein Zimmer hineinkomplimentiert.

Freundlich wünscht er mir „Guten Morgen“ und hält mir einen Zettel vor die Nase. Ich werfe einen Blick darauf und erblasse.

Der Wisch ist eine amtliche Quittung über siebzehn Mark und fünfzig Pfennige für Hundesteuer, die noch nicht bezahlt worden ist, nun aber anscheinend von mir bezahlt werden soll. Mit dem Brustton der Überzeugung erkläre ich: „Siebzehn Mark und fünfzig Pfennige auf einen nüchternen Magen — nicht zu machen!“

Darauf der Beamte: „Diese Steuer für das letzte Vierteljahr ist aber schon lange fällig und —“

Da falle ich ins Wort und kläre den Beamten auf: „Ich besitze doch den Hund erst seit einer Woche. Bis dahin ist Besitzer mein Freund Erich Schlumps gewesen, der ihn mir geschenkt hat. Mein Freund Erich ist jetzt in Leipzig in Stellung. Vielleicht haben Sie die Güte, mein Herr, nach Leipzig zu fahren und die siebzehn Mark und fünfzig Pfennige bei ihm einzuziehen.“

Der Beamte sieht mich scheel an, zuckt die Achseln und belehrt mich knapp, kühl und sachlich, daß er sich nur an mich, als den gegenwärtigen Besitzer des Hundes, halten könne. Ich also sei derjenige, welcher die Steuer zu zahlen hat, sonst —“

„Sonst?“ echot meine erwartungsvolle Frage.

„Na, sonst wird bei Ihnen gepfändet.“

„Wenn ich aber keine Pfandobjekte besitze,“ werfe ich ein, „was tatsächlich zutrifft, verehrter Herr?“

Hart und brüsk schnellt er zurück: „In diesem Falle wird nicht lange gefackelt und Ihnen der Hund fortgenommen.“

„Und was geschieht mit meinem Hunde?“ forsche ich weiter. „Wird er etwa vergiftet?“ Beiläufig gesagt, dieser immerhin lebensgefährlichen Prozedur wollte ich die arme Kathi natürlich auf keinen Fall aussetzen und lieber die rückständige Steuer bezahlen, sollte ich mir auch monatelang keine Zigarette leisten können.

Überlegen lächelt der Beamte, die Frage erscheint ihm kindlich. „Vergiften? Wo denken Sie denn hin? Gift ist teuer, und dann würde der Hund ja noch Geld kosten, anstatt welches einzubringen. Nein! Wenn Sie die Steuer nicht bezahlen, so wird Ihnen der Hund fortgenommen, ins Hundeasyl gebracht und dort meistbietend versteigert. Also, mein Herr —“

„Ich zahle nicht,“ erkläre ich. „Sehen Sie sich doch dieses Hündchen an“ — ich locke Kathi herbei — „es ist nicht nur mordshäßlich, sondern auch ein elender Bastard. Für solche Hunde sollte überhaupt keine Steuer gezahlt zu werden brauchen.“

Der Beamte scheint nicht geneigt zu sein, sich in Erörterungen dieses Problems einzulassen, grüßt und geht . . .

Die Pfändungsprozedur verlief fruchtlos. —

Ein paar Tage darauf hält vor dem Hause ein grüner Wagen, in dem drei Beamte sitzen. Und zwei davon kommen zu mir, zeigen ihre Legitimationen und holen das Hündchen ab. Der Abschied wird uns beiden schwer. Kathi winselt, und ich seufze.

Die menschenfreundlichen Beamten besitzen ein tierliebendes Herz. Tröstend meinte der eine: „Wenn Sie Ihren Hund noch einmal sehen wollen, so kommen Sie doch am nächsten Mittwoch ins Asyl, dann findet die Hundeauktion statt, und Sie können sich dann gleich überzeugen, ob das Tierchen in gute Hände gelangt.“

„Und der Käufer, der meinen Hund auf der Auktion ersteht — muß der die rückständige Steuer von siebzehn Mark und fünfzig Pfennigen mitbezahlen?“

Ich werde aufgeklärt, dies sei selbstverständlich nicht der Fall . . .

— — Auf der Auktion erstand mir meine Wirtin, die verwitwete Frau Barbara Eßlinger, meine liebe Kathi für — — zwei Mark.

Weber-Anekdoten und -Erinnerungen.

Zum 100. Todestag des Komponisten am 5. Juni.

Von **Gerd Dameran.**

Carl Maria von Weber, der Schöpfer der deutschen Oper, hatte während seiner Kapellmeistertätigkeit in Dresden täglich den Verdruß, Zurücksetzung gegenüber dem italienischen Kapellmeister zu erfahren. Besonders der neue Intendant von Lüttichau ließ es sich angelegen sein, Weber ständig höchst überflüssige „Nasen“ zu verabfolgen. Einst nahm Weber an einem Maskenball teil und erschien in einer höchst merkwürdigen Verkleidung. Als man ihn um eine Erklärung der gewählten Maske bat, gab er flüsternd zur Antwort: „Ich habe die Nasenkrankheit. Ein ganz schreckliches Leiden! Alle „Nasen“, die ich bekomme, wachsen mir zum Leibe heraus! Gehen Sie schnell fort, die Krankheit steckt an!“

*

Schon nach den ersten Aufführungen überstieg die Volkstümlichkeit des „Freischütz“ jedes bisher bekannte Maß, und Richard Wagner schilderte sie mit den Worten: „Es lallte der Berliner Philosoph: Wir winden dir den Jungfernkranz; der Polizeidirektor wiederholte mit Begeisterung: Durch die Wälder, durch die Auen; während der Hoflakai mit heiserer Stimme sang: Was gleicht wohl auf Erden? Der österreichische Grenadier marschierte nach dem Jägerchor, Fürst Metternich tanzte nach dem Ländler der böhmischen Bauern, und die Jenaer Studenten sangen ihren Professoren den Spottchor vor. Von einem Ende Deutschlands zum andern wurde der Freischütz gehört, gesungen, getanzt.“

*

Als der „Freischütz“ sich auch die Pariser Bühnen erobert hatte, erschien in einer Pariser Zeitung folgende Anzeige: „Bedienter gesucht, der nicht den „Jungfernkranz“ pfeift.“

Am 14. März 1822 schrieb Costenoble in sein Tagebuch: „Sophie Schröder besuchte mich heute und teilte mir mit, daß mein Gedicht an Carl Maria von Weber die Zensur nicht passiere, weil ein Lorbeer darin vorkomme, und man in Wien diesen Ehrenzweig für den Tondichter des „Freischützen“ für zu hoch halte.“

*

Schwer leidend war Weber nach England gereist, um seinen Verpflichtungen, den „Oberon“ zu dirigieren, nachzukommen; und fern der Heimat ereilte ihn der Tod. Unter großen Ehren wurde er in London beigesetzt. Als fünfzehn Jahre später Richard Wagner anregte, den deutschesten der Tondichter in die heimische Erde zu überführen, nannte der Dresdener Intendant Lüttichau diese Überführung eine „übertriebene Ehre“, die dann j e d e r Kapellmeister beanspruchen könnte!

Löwen als Kindermädchen.

Im alten Rom stand das Gewerbe der Tierdresseure in hoher Blüte. Ungezählte Menagerien bestanden in der Stadt, in denen wilde Tiere aller Art gehalten und dressiert wurden, die vor allem für die Kampfspiele im Amphitheater vorbereitet wurden. Für diese Zwecke wurden ungeheure Summen ausgegeben, und eine Unzahl von Personen waren damit beschäftigt, die Tiere zu pflegen und vorzubereiten.

Die eigentlichen Tierpfleger, die Custodes vivarii, gliederten sich in verschiedene Klassen, die nach ihrer besonderen Aufgabe der Wartung von Elefanten, Stieren, Löwen und Tigern dienten. Es handelte sich nicht nur um die Pflege der gesunden, sondern auch um die Behandlung der kranken Tiere. Für diesen Zweck wurden die Wärter tierärztlich in Schulen ausgebildet, die den Gladiatorenschulen angegliedert waren. Mansuetarii hießen dann die eigentlichen Dompteure, die mit der Abrichtung der wilden Tiere betraut waren. Auch für diesen Zweck bestanden in Rom Spezialschulen, insbesondere solche für die Abrichtung der Elefanten.

Die Methoden der Dressur bestanden in Hungerkuren und Züchtigungen, die mit Liebkosungen abwechselten und darauf abzielten, die Tiere vor allem „an die Hand“ zu gewöhnen, woher auch die Dresseure ihren Namen Mansuetarii hatten.

Die Ergebnisse waren ganz ungewöhnlich. Affen, die beispielsweise Flöte spielten, waren ebenso wenig ungewöhnliche Erscheinungen wie solche, die die Buchstaben des Alphabets malten. Man konnte auch Elefanten bewundern, die wahre Gladiatorenspiele aufführten, die sich gewandt im Kreise drehten, auf dem Seil schwierige Kunststücke vollbrachten und mit dem Rüssel Buchstaben in den Sand zeichneten.

Vor allen Dingen galt die Sorge der Mansuetarii den Löwen. Ein Spiel, das immer gefiel und laute Lachsalven auslöste, war beispielsweise die Vorführung abgerichteter Löwen, die scheue Hasen im Zirkus herumjagten und mit ihnen das grausame Spiel trieben wie die Katze mit der Maus. Aber die Löwen waren, wie die Schlangen und der Elefant in der Glanzzeit des Kaisertums, auch Haustiere geworden. Man schor sie in kurioser Weise, umhüllte sie mit Stoffen in schreienden Farben und schüttete auf die Mähne Goldstaub, um sie noch glänzender herauszuputzen. Sie waren nicht nur für die Zirkusspiele dressiert, sondern auch für die Jagd und wurden daneben wie Pferde als Zugtiere verwendet.

Es fehlte andererseits auch nicht an Fällen, in denen auch bei den gut dressierten Tieren die rohe Natur wieder durch-

brach. So erwähnt Martial den Fall eines Löwen, der so vorzüglich dressiert war, daß er als Spielgefährte der Kinder diente, bis er eines Tages einen Scherz falsch verstand und die seiner Obhut anvertrauten Kinder grausam zerfleischte. Dieser Fall erregte damals ungeheures Aufsehen in Rom. Seneca lenkte in einem seiner Briefe die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Gefahren solcher Spiele. Er wies darauf hin, daß es niemals gelingen werde, Löwen und Tiger dahin zu bringen, daß sie ihre Natur vergäßen und friedliche Hausgenossen des Menschen würden. Seitdem kam die merkwürdige Gewohnheit mehr und mehr ab, Löwen als Kindermädchen oder überhaupt als Haustier zu halten.

Schmugglerware en gros.

Der Süden Rußlands, die Ufer des Schwarzen Meeres, waren vor dem Kriege ein beliebtes Reiseziel der Fremden und Reisenden; dort herrschte lebhafter Verkehr, der Wohlstand und Fortschritt schuf. Jetzt ist dieser Himmelsstrich, wie eine kaukasische Zeitung berichtet, öde und verlassen. Touristen gibt es in Rußland nicht mehr; wer hätte das Geld, um sich eine Vergnügungsreise großen Stils, wie sie früher üblich waren, leisten zu können?

Dennoch lebt eine gewisse Schicht in diesem verlassenen Weltwinkel herrlich und in Freuden. In den Städten sind zwar die meisten Geschäfte und mondänen Lokale aus Mangel an Besuchern geschlossen; dafür hört man auf den Straßen seltsame Worte wie: Cheviot, Coty-Puder, Covercoat und Victoriastrümpfe, die auf einen gewissen Handelsverkehr schließen lassen. Man kommt bald hinter das Geheimnis: die ganze Gegend lebt — vom Schmuggel! An der Straße wird jeder unbekannte Passant angehalten. „Crepe de Chine, französisches Parfüm, Nachelpuder gefällig?“ Eine einfache Bäuerin, die noch nicht einmal ihre Muttersprache richtig kennt, versteht den feinsten Unterschied zwischen den einzelnen französischen Parfümsorten besser als jede mondäne Dame.

In der Stadt werden die Schmuggelwaren nicht aufbewahrt. Es wäre zu gefährlich. Aber in den Bergen in den wilden Schluchten, gibt es riesige Warenlager. Die französischen Waren werden aus der naheliegenden Türkei durch abgelegene Engpässe hereingeschmuggelt. Es gibt richtige geheime Handelsgesellschaften, die Schmuggelware „en gros“ vertreiben. Sie bedienen sich tollkühner Burschen, die in Abteilungen zu höchstens 8 bis 10 Mann die abenteuerlichsten Reisen unternehmen. Es gibt auch Familien, wo der Vater in der Polizei tätig ist, während sich der Sohn als Schmuggler sein Brot verdient. Die Schmugglerfirmen stellen „Sitzburschen“ an, wofür eine feste Taxe eingeführt ist. Das „Sitzgeld“ für einen Monat beträgt 100 Rubel.

Die Schmugglerunternehmer haben sich inzwischen zu großen Kapitalisten entwickelt. Die meisten besitzen Villen und Autos. Ihre Frauen waschen ihre Wäsche zwar immer noch selbst, tragen aber französische Strümpfe und gebrauchen nur beste Parfüms.

Bunte Chronik

* **Vom Lebensalter der Bäume und Tiere.** Man schätzt das Lebensalter der großen Waldbäume auf hundert bis dreitausend Jahre. Der Zypresse schreibt man eine Lebensdauer von 350 Jahren zu, dem Walnußbaum eine solche von 600, der Zeder 800, der Eiche 1000 bis 1500 und der Eibe 2500 Jahre zu. In der Tierwelt kennt man hundertjährige Elefanten, Krokodile und Schildkröten, auch Hechte und Karpfen sowie Adler, Krähen und Papageien übersteigen diese Grenzen.

*

* **Keine Kahlköpfe mehr.** Ausgehend von dem nicht unbekannten Gedanken, daß Kälte den Haarwuchs befördere, hat ein amerikanischer Professor seinen Landsleuten die Einrichtung eines Sanatoriums für Kahlköpfe in der Höhe von 3000 Metern überm Meeresspiegel auf dem Gipfel eines mit ewigem Eise bedeckten Berges angekündigt. In diesem Sanatorium werden die an Kahlköpfigkeit Leidenden allen Komfort finden, einschließlich pelzgefütterter Kleider und Handschuhe, wie sie die Polarforscher tragen. Der ganze Körper der Patienten wird in wärmende Kleidung fest eingehüllt sein außer dem Kopfe, der immer unbedeckt sein muß. Auch während des Schlafes, der bei geöffnetem Fenster stattfindet, darf der Kopf nicht bedeckt werden, während der ganze übrige Körper in Säcke gehüllt wird, die von oben bis unten mit Pelz gefüttert sind. Die Heilung wird innerhalb dreier Monate garantiert, und die wohltätige Einwirkung der Kälte auf die Haare dauert etwa sechs Monate. Danach aber muß man noch einmal, aber nur für einen Monat, ins Sanatorium zurückkehren. Die amerikanischen Zeitungen, die die Gründung des Instituts gegen Kahlköpfigkeit ankündigen, sagen ihm einen glänzenden Erfolg voraus.

*

* **Ein Kinderkino in Konstantinopel.** In Konstantinopel soll ein Kinderkino errichtet werden, jedenfalls sollen die dahin zielenden Bestrebungen der Türkischen Frauenliga bald von Erfolg begleitet sein. Die Behörden haben bereits die Genehmigung erteilt, so daß mit dem Bau des Hauses begonnen werden kann. Das notwendige Kapital ist bereitgestellt. Sobald das Kinderkino eröffnet ist, werden Jugendliche unter 18 Jahren in anderen Lichtspielhäusern nicht mehr zugelassen, dafür werden alle Filme, die für Kinder überhaupt in Betracht kommen, dort gezeigt werden.



Rätsel-Ecke



Silbenrätsel.

a — a — ad — an — an — as — bach — bal — ber — berg — dall — dar — dat — de — den — dre — dri — e — e — erz — fa — ga — ge — gel — hard — heim — i — ka — kir — la — lert — me — mus — nan — ne — ni — nie — nis — or — ran — rei — rein — ri — ro — rung — sa — schen — schmei — si — ta — tar — te — tel — tel — tha — ti — träu — un — ve — wi — ze.

Aus den 61 Silben sind 21 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Lamartine ergeben.

1. Schmuck
2. Lebensgemeinschaft
3. Komposition von Schumann
4. Italienischer Volkstanz
5. Gestalt a. d. nordischen Sage
6. Frauengestalt aus der Theseussage
7. Italienischer Violinist
8. Heilkräftige Pflanze
9. Württembergischer Fürst
10. Griechische Insel
11. Zuchtwahllehre
12. Deutscher Rittersänger
13. Berühmtes Roß
14. Orientalischer Mönch
15. Süd-ost-deutsches Bad
16. Stadt im Harz
17. Kleines Münzgewicht
18. Südfrucht
19. Kaktus
20. Wirtschaftspolitische Aufgabe
21. Fabeldichter

*

Buchstaben-Rätsel.

Mit „B“ ein Ort im Schweizerland,
Mit „F“ findst du's am Meeresstrand,
Mit „Z“ ist es ein Punkt in Sicht,
Mit „W“ ganz sicher wenig nicht. *M. P.*

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 98.

Zaun-Rätsel:



*

Rösselsprung:

Frühlingsweben! Mit Frohlocken
Steigt die Lerche hoch empor,
Jubelnd dringt der Schall der Glocken
An des Wanderburschen Ohr.
An den braunen Sträuchern hangen
Maienkätzchen jung und zart,
Frisch und grün die Saaten prangen,
Frühlingszauber! Himmelsfahrt.

Rätsel: Neger — Regen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Wendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.